

# „Was für eine Augenfarbe hat denn Jeremia?“

Ein Gespräch, geführt von Bernhard Spielberg

*Bernward Konermann*

*Bernhard Spielberg: Welches Ereignis in einem Gottesdienst hat Sie zuletzt berührt, Herr Konermann?*

**Bernward Konermann:** In dem Raum, in dem ich jetzt sitze, haben wir coronabedingt Hausgottesdienste gefeiert. Fröhlich, frühchristlich, illegal. Es war nicht erlaubt, was es besonders reizvoll machte. Wir waren einfach zehn Personen zusammen an einem Tisch, keiner hat gefragt: Bist du katholisch, evangelisch oder überhaupt Christ? Wir hatten eine ganz klare Agenda. Wir fingen an, wir haben gebetet, wir haben das Wort Gottes geteilt, wir haben darüber gesprochen und dann haben wir Brot und Wein und Apfelsaft geteilt. Jesus war, glaube ich, dabei. Es war so schön, dass wir das die ganze Zeit gemacht haben. Jeder hat sofort gefragt: Wann und wo treffen wir uns nächsten Sonntag? Es war sehr emotional und sehr geistlich.

*BS: Welche Rolle spielen Emotionen im Gottesdienst und besonders in der Predigt – und wo sehen Sie die Grenzen im Einsatz von Emotionen?*

**BK:** Ich glaube, über die Emotionen wird unsere Seele unmittelbar berührt. Ohne Emotionen wäre das Leben blutleer, wäre es eine Denkkiste – es würde nicht viel passieren. Natürlich gibt es auch Grenzen: Man sollte versuchen, ehrlich zu bleiben: mit sich, mit der Situation und auch mit der Gemeinde. Es geht nicht darum, „Theater

unseren seelischen Fähigkeiten, das ist das Tolle daran. Jesus selbst spricht in Bildern. Die starken Impulse des Evangeliums sind sehr häufig Gleichnisse, also Bildgeschichten. Manchmal steht dann sogar im Evangelium, dass er es seinen Jüngerinnen und Jüngern hinterher nochmal erklärt und auslegt. Jesus benutzt diese Methode also selbst sehr häufig und ausgeprägt.

Auch bei Ezechiel gibt es eine sehr interessante und „verrückte“ Stelle (Ez 37,1–14): Ezechiel geht über ein Gräberfeld und sieht lauter Knochen. Dann ergeht im Zwiegespräch mit Gott die Frage an ihn: „Menschensohn, können aus diesen Knochen wieder lebendige Menschen werden?“ Ezechiel weiß es nicht, soll aber prophetisch reden, und der Geist Gottes kommt in diese toten Wesen hinein. Plötzlich fangen die toten Knochen an, sich zu ordnen und werden zu lebendigen Wesen. Diese toten Knochen sind für mich im übertragenen Sinn ganz eindeutig die toten Buchstaben des Textes, die durch den seelischen Impuls des persönlichen Zeugnisses und den Geist Gottes zum Leben erweckt werden – ganz wie es auch Paulus sagt: „Der Geist macht lebendig, der Buchstabe tötet.“ (2. Kor 3,6).

Die Kunst ist es also, diese toten Buchstaben neu mit Leben zu füllen, in den Text Seele hineinzugeben. Ganz konkret mache ich das zum Beispiel durch Bebilderungen oder indem ich so dumme Fragen stelle wie: „Wie riecht Paulus?“ Wir wissen ja, dass über den Geruch zum Beispiel sehr schnell Erinnerung wachgerufen wird, das funktioniert sehr gut. Das ist ein künstlerischer und, wenn Sie so wollen, „schauspielerischer“, *theatraler* Weg, Texte lebendig zu machen. „Theós“ ist „Geist“.

Konstantin Sergejewitsch Stanislawski, der große *Schauspiel-Künstler* und *Theater-Theoretiker* aus Russland, hat das Bild entwickelt, dass wir im Prinzip immer nur die Spitze des Eisbergs sehen. Das meiste vom Eisberg, ungefähr 90 Prozent davon, ist unser Unbewusstes und das können wir nicht sehen. Es spielt aber eine ganz große Rolle. Wenn es nicht da wäre, dann würde der Eisberg ganz anders aussehen oder umkippen oder so. So ist das auch mit der Realität, die wir eben wieder vergegenwärtigen wollen. Was sind Brot und Wein? Jesus gibt uns sozusagen Substanzen in die Hand und sagt: „Da bin ich, aber erinnert euch!“ Hinter Brot und Wein steckt die ganze Realität Jesu Christi. Das eine ist die Spitze des Eisbergs, das andere liegt dahinter.

*BS: Wie geht das, einen alten Text inwendig zu machen?*

BK: Ich lese den zu verkündigenden Text ein oder zwei Tage vorher und versuche, die Bilder, die schon kommen, sich entfalten zu lassen. Diese Bilder muss ich der Gemeinde gar nicht mitteilen – ich bleibe beim Text. Ich bin Zeuge des Textes, bin nicht handelnde Protagonistin, sondern war dabei. Aus dieser Zeugenschaft heraus aktiviert sich etwas in meiner Seele. Das kann über Nacht dann noch fermentieren – wir träumen ja auch in Bildern. Im Gottesdienst selbst rede ich dann nicht vom „rothaarigen Jeremia, der grüne Augen hat und mit einer Whiskeystimme redete“, das muss ich gar nicht. Jeremia oder Paulus werden dadurch aktiv, dass ich mich mit ihnen auseinandergesetzt habe. Im übertragenen Sinne spricht Paulus selbst dann zur Gemeinde. Wir sagen ja hinterher auch: „Wort des lebendigen Gottes“. Also: Gott spricht durch uns hindurch. Dafür haben wir übrigens ein ganz klassisches Wort. Wir nennen das „Person“. *Personare* heißt „hindurchtönen“; die Person ist nichts anderes als das Instrument, durch das Gott hindurchtönen soll. Das Wort Gottes ist gegeben und fällt auf fruchtbaren Boden, trifft auf *Resonanz*. Das geschieht aber nicht dadurch, dass ich nur Buchstaben vorlese, sondern dadurch, dass ich weiß, dass ich mit meiner Seele spüre, wer durch mich sprechen kann. Dann werden die Hörerinnen und Hörer ergriffen sein.

Ein Beispiel aus der Musik: Wenn ich ein Stück nur technisch brillant spiele, kann es sein, dass Sie mir schon nach drei Minuten nicht mehr zuhören. Wenn ich aber verliebt bin, dann kann ich vielleicht sogar ein paar Fehler machen und Sie hören mir trotzdem zu, weil die Musik Sie berührt, selbst wenn die Melodie eine ganz einfache ist. Die Musik wird Sie berühren, weil in mir eine authentische Emotion zum Schwingen gekommen ist.

*BS: Sie haben den Spruch „Weniger ist mehr“ zur Regel erhoben. Was steckt für Sie dahinter?*

BK: Zunächst ein Beispiel: Es gibt da eine Frau, die ich verehere und deren Aufmerksamkeit ich gewinnen möchte, und ich komme und schenke ihr fünfzig Rosen! Das ist heftig und bestimmt auch ein bisschen zu viel. Trete ich jedoch zu ihr hin und schenke ihr nur *eine* Rose, und gehe dann vielleicht sogar gleich wieder weg, weil ich zum Beispiel schüchtern bin, dann wird diese *eine* Rose bestimmt besser wirken als alle fünfzig.

Wenn ich das Gefühl habe, nicht gut zu sein, bringe ich immer noch etwas dazu. Unsere Textexplosion in den Gottesdiensten kommt eventuell auch aus dem Gefühl, es habe nicht genügt. Es ist unglaublich schwer, etwas wegzulassen. Es ist auch schwer, sich beim Flirten – bleiben wir bei dem Bild – rar zu machen. Ich spreche aus Erfahrung: Ich selbst habe oft übertrieben und mich dadurch eigentlich unattraktiv und lächerlich gemacht. Aber das Sich-Rar-Machen, das ist eigentlich die Kunst. Im Theater wird das sogar so bezeichnet. Edward Gordon Craig, ein berühmter Schauspieler und Theaterreformer Anfang des 20. Jahrhunderts, sprach von der „raffinierten Askese des Nicht-Alles-Sagens“. Askese heißt übrigens klassisch: „Schmuck“. Schmücken heißt auch weglassen. In der japanischen Kunst kommt das sehr klar und deutlich zum Vorschein, dieses Zurücknehmen. Etwas wegzustreichen tut weh, ist aber gut.

*BS: Und dann gibt es noch die Rede in einem eingefahrenen Predigtton, die Kanzel oder Ambo manchmal wie eine Kontaktallergie auslösen. Wie kommt man da raus?*

BK: Ich gehe oft in das Extrem, um es dann wegzuschmeißen. Wenn es um klerikale Sprache geht, dann kann man sich auch vorstellen, man trage Schuhe, die einige Nummern zu groß sind, und mit denen man durch den Raum geht, bis man merkt, wie absurd das ist, und sie wegschmeißt. Dann ist man barfuß. Wenn man es einmal übertreibt mit dem Predigtton, dann kann man ihn auch schneller wieder loswerden.

Ich halte es für sehr fruchtbar, dass man, wenn es technisch und akustisch geht, vom Ambo weggeht. Für die Predigt ist der Ambo ohnehin kein guter Ort. Eine Predigt ist ja eine Entwicklung des Verkündigungstextes. Das heißt doch, dass ich bei einer Predigt auch Positionen wechsele. Das würde ich automatisch auch in meine Bewegungen aufnehmen. Es ist für die Gemeinde angenehm ... und für mich selbst auch, wenn ich wandle. Auch das würde vermutlich einen klerikalen Tonfall verhindern.

*BS: Welche der Übungen, mit denen Sie arbeiten, verblüffen Sie selbst immer wieder?*

BK: Was ich zurzeit immer wieder gerne tue, ist, dass ich ungewohnte Situationen erzeuge. Dass ich zum Beispiel die Gottesdienstleitung oder eine Predigt nicht an eine Person, sondern zwei oder drei Per-

sonen gebe. Das nenne ich: „Dem Heiligen Geist eine Chance geben“. Da passiert unglaublich viel. Da werden Bälle zugespielt, man ist spontaner und der Geist fließt besser. Dem Heiligen Geist eine Chance geben – weg von der Ein-Personen-Show; Wechselstrom statt Gleichstrom.

*BS: Welche geistliche Ressource haben Sie entdeckt, um diese Haltung zu stärken?*

BK: Ich war früher mal Ministrant, das hat mich bestimmt ein bisschen geprägt; auch, mit tollen Priestern und Gemeinden zusammenzukommen. Später, da war ich schon auf dem Weg zum Theater, habe ich mit großer Begeisterung Romano Guardini, Hans Urs von Balthasar und Martin Buber gelesen, die haben mich als theologische Autoren auch geistlich geprägt. Ein weiteres Steckenpferd von mir ist das Spiel mit Worten. Man versteht viele Dinge, wenn man die Wortwurzeln herausfindet. Hinter die Worte zu schauen ist wie hinter eine Maske zu schauen, das ist unglaublich fruchtbar.

Unsere Übersetzung „Herr“ ist beispielsweise ein Vermeidungswort. Das steht da nicht. Ganz selten steht im Hebräischen für das deutsche „Herr“ das Hebräische *adonai*, und das ist gar nicht so männlich, wie es das Wort „Herr“ vermuten lässt. Sonst steht da zum Großteil eben „JHWH“, der Gottesname. Wenn ich sage: „geheiligt werde dein Name“, was ist damit gemeint? Das ist der Name Gottes, der mich sofort ruft, wenn ich ihn anspreche. JHWH ist immer sofort ein Anspruch an mich, da bin ich schnell bei Martin Buber.

Es ist sehr inspirierend, dass Gott etwas sehr Dynamisches ist. Gestern habe ich gelesen, dass „Gott“ im Althochdeutschen ein Partizip ist: der Angerufene. Und „Gott“ ist fast immer auch ein Wort des Ausstoßens, des Du-Suchens, ein aspiriertes Wort. Wenn ich diese Spur weiterverfolge, wenn „Gott“ der Angebetete ist, dann könnte ich sagen: Gott existiert nur, wenn ich bete. Was ist Gott? Der, den ich anspreche; die, die ich anspreche.

Der Maler Henri Matisse wurde mal gefragt, ob er an Gott glaube, und er hat gesagt: „Ja, wenn ich male.“ So könnten wir das in den Gottesdienst übertragen: Sprechen wir über etwas, über eine dritte Person, oder gehen wir ganz in diese Ich-Du-Beziehung hinein? Schon sind wir in einer ganz anderen Spannung, dann kann es kreativ werden. Ich glaube, das ist auch das Jesuswort „Wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind, da bin ich mitten

unter ihnen.“ Es entsteht eine unmittelbare Beziehung. Ich habe also keine Ideologie, über die ich richte und für die ich kämpfe, sondern ich trete in eine Beziehung ein – das ist immer kreativ. Eine Zeitlang habe ich mich am Wort „Herrlichkeit“ gerieben. Im Hebräischen heißt das *kāvōd*, im Griechischen *dóxa*. Im jüdisch-christlichen Kontext ist es ein Offenbarungswort, in der parmenidischen Philosophie bedeutet es eher „Irrtum“ oder „Meinung“. Das griechische Wort selbst ist dynamisch, denn es kommt von *déchomai* – jemandem offen die Hände hinhalten. Da ist schon wieder die Ich-Du-Beziehung. Im Deutschen haben wir dafür die Ausdrücke: „Habe die Ehre“, oder: „Respekt“. In dem Moment, in dem ich jemandem die Hände hinhalte, trete ich in ein Beziehungsgeschehen ein. Das ist *dóxa*, das ist Herrlichkeit. Es ist nur ein Wort, aber wenn ich es schaffe, dieses Wort in Bewegung zu bringen und es zu knacken, dann kann ich es aussprechen und es schwingt noch ganz viel an implizierter Bedeutung mit.

*BS: Sie verstehen sich als Dramaturg und Regisseur auf die Kunst, alte Texte in Szene zu setzen. Was sind Texte für Sie?*

BK: Dafür benutze ich gerne ein Bild. Texte sind die Noten und die Musik ist dahinter. Das stammt nicht von mir, sondern vom Dirigenten Wilhelm Furtwängler, der gesagt hat: „Die Musik ist hinter den Notenzeichen.“ Unsere Aufgabe in der Kunst ist es, aus Texten und Notenzeichen wieder Musik zu machen.

*BS: Die Rede von der „Inszenierung“ ist in der Kirche mancherorts noch verpönt. Inszeniertes gilt als unecht. Was ist Inszenierung für Sie?*

BK: Der Vorwurf steht natürlich im Raum, dass ich „Theater spiele“, nur einen Effekt herstelle. Das sehe ich übrigens im Gottesdienst und auch sonst sehr oft. Es wird aus Gedankenlosigkeit gemacht, weil ich mich auf den Effekt verlasse oder miese Propaganda mache. Aber das ist nicht damit gemeint. Wenn ich „in Szene setze“, dann stelle ich mich in den Schatten dessen, was dort ist. *Skéne* – das bedeutet Zelt und so nannte man die Bühne im antiken Theater – ist verwandt mit dem gotischen *Skádu*s, Schatten. Zelte werfen Schatten und behüten mich. Im klassischen griechischen Theater war die Szene vor dem Hintergrund des heiligen Hains. Den habe ich nicht gesehen, aber ich trete in diesen Schatten hinein. In den biblischen Berichten von

der Verklärung Jesu wird damit gespielt: Eine hell leuchtende Wolke wirft ihren Schatten über die Jünger – da ist genau dieses Wort des „in Szene Setzens“. Wenn ich mich in den Schatten begeben, dann trete ich in die Nähe der Gottheit. Ich weiß, dass ich auf der Schattenseite bin und doch versuche ich, in diese Nähe einzutreten. Das ist etwas sehr Menschlich-Priesterliches im weitesten Sinne. Iphigenie als Priesterin der Artemis trägt diesen ihren Namen: „Iphigenie“, der zugleich ein Beinamen der Göttin Artemis ist. Gottheit und Priesterin schwingen ineinander. Inszenieren heißt dann eigentlich nichts anderes, als sich in die Wahrheit des Göttlichen stellen – in die Aufrichtigkeit der Situation, meiner eigenen Gefühle, meiner Zweifel, der Sorgen und Bedürfnisse der Gemeinde und der Realität des Wortes Gottes.

*BS: Vielen Dank für das Gespräch!*